

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 49.

Düsseldorf, 2. Dezember

1916.



Kaiser Franz Joseph I. von Österreich, apostolischer König von Ungarn †.

Nach dem Originalgemälde von Oscar Meyer-Elbing.

Weichselheimweh.

Polnische Studie von Marie Louise von Bancels.

Grabina* Alexandra Lewandowska litt wieder einmal an der Schwermut. Die Schwermut ist eine slawische Volkskrankheit, bei Russen und Polen gleich zu finden; beim träftigen Bauern, der sein Feld pflügt, beim schwerreichen Mann, der oft mit dem Geld um sich wirft, beim heimlosen Landstreicher. Die einen betäuben die Schwermut mit Wutti und die andern mit Champagner. Wieder andere, die ganz Hochstehenden, Durchgeistigten, erkranken an allerlei seltsamen Hirngespinnsten: tollen Erzentritzitäten, wunderlichen Philanthropien, oder dem Gegenteil, einer unterwühlenden, nichts achtenden Maulwurfsarbeit trauriger Gedanken. Sicher war der erste russische Nihilist ein unheilbar Schwermütiger.

Soviel von dieser Volkskrankheit.

Grabina Alexandra wußte nur, daß ihr heute nichts recht war, nichts gefiel. Gestern noch war es anders gewesen. Sie tanzte, lachte, sah entzückend aus in ihrer mattblauen Toilette, überfüllt mit flimmern den Taupelren; wie rasend hatte man ihr den Hof gemacht; aber heute quälte sie alles, war ihr alles gleichgültig, auch der Morgengruß ihres eleganten Gemahls, der sie auf Händen trug. Nichtachtend legte sie die vielen Zeitschriften, Bücher und Broschüren beiseite, die täglich vom In- und Auslande bezogen wurden. Wissenschaftliche, schöngeistige. Stand sie doch im Ruf einer kleinen Gelehrten, hatte ihre Erziehung in Paris und London genossen. Zwei schmeichelhafte Briefe glühender Verehrer gingen ungelesen über den Kohlen des Samowars in Rauch auf, und den kleinen Jas, der fröhlich krähend auf dem Arm seiner Ketten- und bändergeschmückten Wärterin erschien, schidte sie einfach weg. War sie heute hübsch? Kaum. Der silbergezierte Handspiegel sprach eher vom Gegenteil: ein schmales, allzu blaßes, unregelmäßiges Gesicht, ein Teint wie der Opal der Meermuschel. Große, verschleierte graue Augen, unter denen jetzt bläuliche Ringe standen. Sie war reizvoll, wenn sie tanzte, lachte, wenn kleine Sprühtuscheln um den ein wenig zu großen, intensiv roten Mund zuckten; dann lag ihr alles zu Füßen, willenlos, dann verbreitete sie einen beinahe hypnotischen Sympathietreis um sich her.

Ein Diener meldete: ob die aus Paris angekommene hochverzollte Kiste ausgepackt werden solle? Eine kostbare Kunstsache. Nein, es hätte Zeit, sie möge stehen bleiben; jetzt wollte sie ihren Morgen-spaziergang machen, allein sein.

Nichts war ihr lieber als der Weg an der Weichsel, das Hineinsehen in diesen seltsamen Fluß, der mit schillerndem grünblauen Wasser hier flache Ufer durchfließt und bei Ploß zur malerischen Höhe ansteigt. Ja, sie hatte schönere Flüsse gesehen in Italien, Deutschland, Frankreich, Norwegen. Sie kannte auch die Weichsellüden seit Kindheit: scheinbar feichte, harmlose Sandstellen, in denen der Badende lautlos versinkt. Die grauen, gespenstigen Nebeldünste, die abends aufsteigen und das gefährliche Weichselfieber erzeugen; endlich den schrecklichen Weichselzopf. Aber doch hätte sie die Weichsel darum nicht hergegeben. Hier ausruben und in den Strom schauen, diesem stets Fliehenden, Unberechenbaren, immer Neuen zusehen, vielleicht daß es die dunkle Schwermut mit sich forttrüge. Es war ihr dann, als stände sie vor einem Nichts und ginge ins Nichts — und alles war wie tot in ihr, überzogen von einem Gespinnst blutloser Trauer und Langeweile, wertlos jedes Ding der Welt, nutzlos jeder Atemzug. Wenn etwas Neues käme, etwas Nichtdagewesenes, Unerwartetes, das den dampfhaften Drud löste. Und doch besaß sie alles Glück der Erde: sie war jung, sehr reich, ihr Wesen umfing, wenn sie gut gelaunt war, wie ein holder Zauber, sie besaß seltene Geistesgaben und nannte den zärtlichsten Gatten, ein reizendes Kind ihr eigen. —

Unten auf der Weichsel schwamm ein Floß; jetzt kam es näher, sie konnte es deutlich erkennen, es hatte angelegt, führte den millionen-

wertvollen Waldbestand ihrer Herrschaft hinaus in die Welt. Wie hübsch das aussah: saubere, glatte, herrlich schlanke Stämme aneinander gefügt, kunstvoll gebunden, und darauf ein Hüttchen, ein ganz winziges Puppenhäuschen, in dem die ganze Familie des Floßers tagaus tagein lebte, schlief und lachte. Kleine Kinder, die sorglos spielend auf dem geländerlosen Floß herumtrippelten. Auf einem rohen Balken aber saß ein junges Mädchen, halb noch ein Kind, mit großen, erstaunten, wunderpollen braunen Märchenaugen. Das rote Kopftuch war im Eifer herabgeglitten und ließ einen Kranz schwerer blonder Flechten sehen. Es sädelte Beeren auf, rote Beeren zum Halschmud, denn Korallen konnte ihr der Vater nicht kaufen. Er war ja so arm. Ach Korallen, an denen das Herz der polnischen Bäuerin hängt! Grabina Alexandra sah es und lächelte. Ein erstes Lächeln heute; dachte sie doch an ihre eigenen herrlichen, haselnußgroßen Perlen. Ein rascher Gedanke blitzte durch ihr exzentrisches Köpfcchen: das Unerwartete, hier war es — einmal Tee spielen, in das armselige Leben dieses Mädchens wie eine Zauberin treten. Das Mädchen der Kleinen hing in grauen Lumpen, reizende, schmale Füßchen zeigten sich unter dem Saum, grazios schmiegte sich das zarte Körperchen im Weichselwind wie ein Blumenstengel, ein Gesichtchen, rosig wie samtnier Pfirsich; wenn sie lachte, glänzten die fest gefügten, schneeweißen Zähne. Sie besaß naiv und unwissend alle gerühmten Schönheiten der Polinnen.

„Wie heißt du?“

„Kasia.“

„Und hast du Lust, einmal oben im Schloß zu dienen? Ja? Schwere Arbeit auf dem Floß taugt nicht für dich. Aber bei mir sollst du es gut haben.“

Die Kleine wurde glutrot, bückte sich nach bäuerlicher Sitte tief und drückte ihre Lippen auf die rieselnde Seidenschleppe —

Kasia war sehr anstellig. Kasia lernte alles in wenigen Wochen mit dem angeborenen Geschick der Slawin: Ein hübsches Wäsche-nähen, Staubwischen, sehr hübsch Frisieren, sogar etwas Lesen und Schreiben, und sie schnappte Broden auf, wenn von der Herrschaft Französisch gesprochen wurde. Sie trug jetzt echte Korallen, Gold-läferschuhe und ein entzückendes Kleidchen, rosa mit weißen Tupfen. Wie ein lichter Sommerfalter schwebte das weiße Häubchen auf ihren Haaren. Kein Wunder, wenn sich der bei Tisch aufwartende Diener, ein ausgefuchst schöner, stattlicher Mann mit pechwarzem Bart und Augen, in sie verliebte.

Aber sie schürzte die Lippen und lief fort. Selten sprach sie mit den Mädchen. Sie blieb scheu und flüchtig wie ein Waldbreh, nur bei ihrer Herrin schien sie gern zu weilen: wenn sie am Morgen das rosige Matinee, zart wie ein Hauch, herauslegte und dann das Gartenkleid, zum Diner die feine dunkle Toilette, am Nachmittage, wenn Besuch kam, die elegantere helle, endlich am Abend den wundervollen, schillernden Ballstaat, der aus Paris kam. Grabina Alexandras schwermütige, graue Augen aber hellten sich auf, wenn das Mädchen ihr langes, kastanienfarbenedes Haar mit dem Elfenbein-lamm glättete, wenn ein Etwas wie warmer, weicher Frühlingsblütenhauch von diesem unberührten, reizenden Geschöpfchen ausging. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, Kasia's Glück zu machen, Vor-sehung zu spielen. Es war im Hause bekannt: Piotr, der schöne Diener, war in Kasia verliebt. Gut, er sollte sie haben, aber ein Bauerngütchen dazu, Schweinchen und Kühe und eine gute Aussteuer. Ei, das sollte eine Freude geben, strahlen würden die beiden. Sie schilderte in lockenden Farben. Helles Glück wollte sie einmal sehen, um sich verbreiten. Aber Kasia sentte ihr Köpfcchen. „So liebt du den Piotr nicht?“

„Nein, allergnädigste Grabina.“

* Gräfin.

„So liebst du vielleicht jemand anders im Hause?“

„Ach nein!“

„Oder einen Burschen im Dorf?“

Wieder ein verlegenes Kopfschneigen.

„Dann ist's am Ende ein Flöher?“

„O nein.“

Grabina Alexandra schwieg verwundert. Die polnischen Mädchen heiraten allzu gern, je jünger, je lieber, und dazu auf ein Gütchen, war höchste Seligkeit. Plötzlich fiel die Kleine auf die Knie und umklammerte mit schmalen Kinderhänden ihre Füße. „Allergnädigste Grabina, nächst der Madonna lieb ich Sie und dann — dann“ — mit einem tiefen Atemholen — „noch die Weichsel.“

„Welch' ein Kind, nein, eine kleine Heilige,“ sagte Grabina Alexandra. Hatte sie sich da leidhaft ein Märchenwesen ins Haus geholt? Ein Phantastengeschoßchen, wie es in Träumen schwärmerisch-bizarren polnischer Dichter lebt!

„So hast du keinen Wunsch?“ Und als die Antwort ausblieb, ließ sie ein kostbares Medaillon, das ihr Bild enthielt und ursprünglich für ein Vielliebchengeschenk bestimmt war, in die Hände des Mädchens gleiten. „Meine kleine, süße, unschuldige Weichselblüte.“

Nun wußte Grabina Alexandra, von wem die seltsamen Sträußchen kamen, die wie von unsichtbaren Geisterhänden seit Wochen bei Tisch unter ihre Serviette gelegt wurden, oder abends auf das Kopflissen, oder auf den Stuhl, wo sie zu sitzen pflegte. Kleine Bauernsträußchen: Feldblumen, Butterblumen, rote Nelken.

Am Abend aber trug Grabina Alexandra einen schlichten Feldblumenstrauß zu ihrer kostbaren Toilette. Alle nannten es eine Laune, die ihr entzückend stand.

Oben in ihrem Kämmerchen lag Kasja schlaflos. Das Medaillon ruhte an ihrem kindlichen Herzen, neben den geweihten Amuletten

der Heiligen. Aber wenn sie die Augen schloß, hörte sie in ihren Ohren das Wogen und Rauschen und unaufhörliche Wellen des Wassers. Ah, sie schwamm, sie schwamm wieder auf dem Floß wie einst, auf dem Floß, wo sie geboren, wo sie sicher auch einmal sterben mußte. Und sie lag lang hingestreckt in der Sonne oben auf dem Floß, Vater und Bruder ruderten, und blinzelte in den blauen Himmel, in die weißen schwebenden Wölkchen und wurde gewiegt wie von einer ganz weichen, sanften, wunderbaren Schaukel. Dann schreckte sie auf mit wildem Schluchzen und mußte das Häufchen auf den Mund pressen, damit die anderen Mädchen nicht aufwachten von ihrem heißen, leidenschaftlichen Weinen. Ach, wenn ihre Herrin nicht gewesen wäre, ihre schöne, engelsgute Herrin, die sie liebte wie etwas Überirdisches, deren seidene Gewänder sie mit den Lippen berührte. Zwei starke Gefühle, fast zu stark für ein schwaches Kinderseelchen, ständig im Widerspruch miteinander. Welche Neigung würde Siegerin bleiben?

Eines Tages war Kasja verschwunden. Als Grabina Alexandra beim Aufstehen nach ihr klingelte, erschien die alte Kammerfrau bestürzt, außer sich:

„Die Undankbare, sie ist fort, fort — fort, o dies Flöherbettelpad!“

Das ganze Haus war in Aufruhr, suchte. Auf dem Lattenholztisch oben im Kämmerchen stand mit Kreide geschrieben, groß und schief, in ganz unorthographisch-polnischen Worten, die man erraten mußte: „Mich ruft die Weichsel.“ Zum letztenmal lag auf dem Frühstückstisch ein rätselvoller, herrlicher Strauß großblühender Weichselvergißmännchen. Nichts hatte Kasja mitgenommen, wie ihre kleinen Geldersparnisse und das Medaillon. In ihren alten Lumpen war sie ungesehen davongelaufen.

Im dämmernden Morgengrauen stieß ein Floß vom Ufer ab zur weiten, beschwerlichen Fahrt nach dem fernen Deutschland.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Pioniere beim Bau von Stellungen im Argonner Wald. *Phot. Cröpy, Presse-Dienst.*

Als ich nicht im „Roten Hahn“ war.

Ein Münchener Erlebnis. Von Joh. Gehrts.

Saupbahnhof München. Herrgottsfrühe. Der Lindauer Schnellzug steht schon unter Dampf. Mit meiner ehrlich erworbenen Fahrkarte will ich durch die Sperre.

„Sie, erlaub'n S', Herr“, sagt jemand neben mir und tupft an die Hausnechtmütze „Roter Hahn“.

Aha, denke ich mir, er hält mich für einen Angekommenen und will mir den „Roten Hahn“ empfehlen.

„Sie, erlaub'n S', Herr!“ wiederholt er dringlicher.

„Nichts erlaube ich“, sage ich, „ich habe hohe Zeit.“

„I aa, Herr — entschuldigen S': 's Stiefelpußen!“

„Entschuldigen? Das Stiefelpußen entschuldigen?“ sage ich launig werdend.

„Wie macht man das?“

„'s Stiefelpußen ham S' halt vergessen, Herr.“

„Bedaure, ich puße keine Stiefel, kann also auch das Stiefelpußen nicht vergessen.“

„Ja, aber's Zahl'n dafür, Herr!“

„Ich habe nichts für Stiefelpußen zu bezahlen.“

„Erlaub'n S', da werden S' Ihnen irr'n — 's mindeschte is a Zwanz'gerl, Herr — entschuldigen S'.“

„Sie scheinen mich für jemand anders zu halten. Ich habe bei mir zu Hause übernachtet, im „Roten Hahn“ bin ich überhaupt nicht gewesen.“

Er schwankte einen Augenblick. Aber gleich siegte das Mißtrauen wieder:

„Entschuldigen S', Herr, aber das sag'n s' alle, wo 's Stiefelpußen schuldig bleib'n.“

„Zum Henker“, sage ich, „Sie haben aber doch meine Stiefel nicht gepußt!“

Wieder schwankte er. Dann tat er den kritischen Blick des Fachmanns auf meine Stiefel.

„Sie können mir nix vormachen, Herr — ich kenn's doch noch.“

„Was kennen Sie?“

„Ehner Stiefel, Herr.“

Ich war empört. Ich gab ihm keine Antwort mehr. Erhobenen Hauptes ging ich durch die Sperre.

So, da war ja noch ein schöner Fensterplatz in einem Abteil. Ich richtete mich häuslich ein. Ich begann die Stiefelgeschichte innerlich zu überwinden. Ich machte das Fenster auf, legte mich behaglich auf die Brüstung.

„Sie, erlaub'n S', Herr!“

Wahrhaftig, der Auerbittliche vom „Roten Hahn“ stand auf dem Bahnsteig und drehte erinnernd seine Rotehahnmütze. Ich sah durch den zudringlichen „Roten Hahn“, wie man durch Glas sieht. Aber der „Rote Hahn“ wich nicht.

„Entschuldigen S' Herr, 's Stiefelpußen!“

„Zum Donner, lassen Sie mich in Ruhe! Ich bin nicht der, für den Sie mich halten.“

„Erlaub'n S', Herr, aber des kennen mir schon.“

Aus den Fenstern nebenan sahen Leute. Sie begannen sich für meinen Stiefelfall zu interessieren. Eine Dame lächelte. Ein Handlungsreisender lachte voll Verständnis. Die Sache wurde böse, soviel war sicher.

„Sie, erlaub'n S', wenn S' mich nicht bezahl'n für's Stiefelpußen, nacha weiß ich schon, was ich tu.“

„Tun Sie meinewegen, was Sie wollen, Sie — roter Hahn.“

„Entschuldigen S', aber ich sag' Ihnen nur soviel, Sie werd'n 's berein, wenn S' net des Zwanz'gerl für's Stiefelpußen —“

„Na, zahlen Sie's eben in Gottes Namen“, sagte der Geschäftsreisende vom Nebenfenster her, gütlich zuredend, „man kommt nun mal um die Trinkgeldgeschichte nicht herum.“

„Aber erlauben Sie, wenn ich doch gar nicht derjenige bin, für den mich der Mann da —“

„Nein, wie ich das finde“, sagte am andern Fenster ein junges Mädchen zu der lächelnden Dame.

„Erlaub'n S', Herr“, wiederholte der „Rote Hahn“ draußen eintönig und unerträglich.

„Das kann man ja nicht länger mit ansehen“, sagte der Reisende und zog seine Geldbörse, „wenn Sie den Mann für seine Arbeit nicht bezahlen, so werde ich —“

Die Aussicht, mit diesen Leuten bis nach Lindau unter dem Verdacht der Trinkgelddrückerei reisen zu müssen, übermannte mich.

„Verflucht nochmal!“ rief ich, zwanzig Pfennig aus der Westentasche fingernd. „Es ist ja Unsinn — aber da haben Sie in Gottes Namen Ihre zwanzig Pfennig.“

Es war die höchste Zeit, der Zug hatte schon angezogen. Da flog plötzlich noch ein Handtäschchen durch das Fenster auf meinen Sitz. Die gleichmütige Stimme des „Roten Hahn“ scholl hinterher:

„So, Herr, nacha will ich Ihnen also auch Ihre Handtasch'n wiedergeb'n, die wo S' im „Roten Hahn“ lieg'n lass'n ham.“

Der ganze Wagen lachte. Schadenfroh gingen die Blicke zwischen mir und der Handtasche hin und her. Einer Handtasche, die ich nie gesehen hatte. Ich war aufgeregt. Ich wendete mich erklärend an die Fahrtgenossen:

„Ich versichere Ihnen, meine Herrschaften, diese Handtasche ist mir völlig fremd.“

Das Abteil lächelte. Ich steigerte meine Beteuerung:

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich habe mit dieser Handtasche nie etwas zu tun gehabt.“

Das Abteil lächelte unentwegt. Aus der andern Ecke schnaufte gemächlich ein Dicker:

„So so?“ sagte er ungläubig, „Sie kennen also die Handtasch'n gar net. Warum ham S' denn nacha das Zwanz'gerl an den Hausnecht zahl't, ha?“

Triumphierend blickte er im Kreis herum. Etwas so: „Seht ihr, so fängt man die Hotelgauner, die wo sich vom Trinkgeld drücken möchten.“

„Zum Donner auch“, schrie ich, „sie gehört mir wirklich nicht — sie kann mir gestohlen werden und —“

Ah, da stand der Zugführer in der Tür. Das war mein Retter. Ich atmete auf.

„Herr Zugführer“, sagte ich mit Würde, „da hat jemand aus Versehen eine fremde Handtasche durch das Fenster geworfen. Nehmen Sie sie bitte an sich und übergeben Sie sie dem Fundamt.“ So, das war doch wohl ein offener Beweis meiner Unschuld. Ich atmete auf.

Der Zugführer ging mit der Tasche ab. Meine Ehre war gerettet. Ich konnte dem Abteil wieder frei ins Auge sehen.

Die Reise bis Lindau verlief einsilbig. Dort mußten wir auf verschiedene Anschlüsse warten.

Es wurde mir langweilig. Ich ging vor den andern aus dem Wartesaal. Im Hinaustreten hörte ich den Dicken zu dem Geschäftsreisenden über den Tisch flüstern:

„Wissen S', wo der jetzt hingeh't?“

Aufs Fundamt geht er und holt sich seine Handtasch'n wieder, der Trinkgeldhinder.“

Bilder aus dem Kgl. Preußischen Zentral-Nachweise-Büro.



Gefangenen-Kartothek: Franzosen, Engländer, Russen.
Rechts Graf Schwerin.

Phot. Alice Mahdorff.

Als bald nach Beginn des gegenwärtigen Weltkrieges setzte das Wirken des Zentral-Nachweise-Büros des Kriegsministeriums in Berlin ein und nahm mit der Entwicklung der Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen immer größere Ausdehnung und Bedeutung an. Im engsten Zusammenarbeiten mit den einzelnen Regimentern an der Front und in der Heimat, mit den verschiedenen Organisationsstellen des Roten Kreuzes im In- und Auslande und all den sonstigen verwandten Einrichtungen ist hier ein Mittelpunkt geschaffen, in dem alle Nachrichten über vermiste, verwundete und gefallene Kriegsteilnehmer zusammenlaufen. Die Einrichtung des Büros geschah unter Zugrundelegung des modernen Kartensystems. Zu Tausenden schon sind Anfragen nach verschollenen deutschen Heeresangehörigen beantwortet, ebenso die Nachlasssachen, Briefschaften, Uhren, Bilder usw. von Gefallenen an die Hinterbliebenen übermittelt worden usw. Dasselbe gilt auch betreffs des Eigentums gefallener Feinde, wie Belgier, Franzosen, Russen, Engländer usw.



Kartothek im Zentral-Nachweise-Büro neben der Aula.

Phot. Alice Mahdorff.

Ein heißer Kampf.

Von Kurt Dismmer.

Fast weißglühend hing der Sonnenball an einem wolkenlosen Himmel und warf seine senkrechten Strahlen auf das fast strauch- und waldblose Hügelgelände um Krasnik. Es waren dieselben Stellen, wo vor fast einem Jahr die Österreicher die Russen schwer geschlagen hatten. Damals hatten die Österreicher den besonderen Verhältnissen Rechnung tragen müssen, und sie konnten ihren Sieg nicht ausnützen. Aber jetzt hatten Deutsche und r. u. l. Truppen brüderlich Hand in Hand in raschem Siegeslauf die Moskowiter aus Galizien hinausgeworfen. Schon waren die verbündeten Truppen viele Kilometer in Rußland rein. Und jetzt lagen da, wo früher nur der Österreicher gewesen war, auch Deutsche.

Ein wichtiger Angriff der Deutschen hatte dem Feinde monatelang vorher gemachte Befestigungen entziffen. Die Angriffstruppen hatten sich nicht halten lassen, sondern waren weit über des Segners Stellungen vorgestoßen und hatten einen tiefen Keil hineingetrieben.

Kaum war die Dämmerung hereingebrochen, da lösten die Reserven die vorne laufenden Kameraden ab.

Die ganze Nacht, ohne Ruh und Raft suchten jetzt die frischen Kräfte sich einzugraben. Doch steinhart war der nur von einer Grasnarbe bedeckte Kaltboden, und als der Morgen graute, hatten sie kaum ein Loch für jeden Mann. Mit angezogenen Gliedern, kaum geschützt, lagen sie nun ohne jeglichen Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen.

Das riesige russische Heer lag in den eisernen Klammern. Von Norden drückte Hindenburg, von Süden Mackensen. Groß war die Gefahr für den Russen, daß seinen Heeren der Rückzug abgeschnitten würde. In dieser höchsten Not warf er seine besten Truppen, die Garde, nach Krasnik. Dort wurden sie in den Tod geschickt, und furchtbare Ernte hielt Gevatter Tod.

Vor der Stellung der deutschen Truppen bei Krasnik lag ein kleiner Friedhof. Unter dem Schutze dieser Totenstätten versuchten die Alexander-Grenadiere sich den Erblöchern unserer Helden zu nähern.

Alles lag in tiefster Ruhe, kein Schuß fiel — und kein Gesang der Vogel erschallte, die ganze Natur schien ausgestorben.

Scharf lugte der Posten durch die flimmernde Luft nach dem Feinde aus. Müde wollten ihm die Augen zufallen, doch willenskräftig raffte er sich empor. Doch — halt, was ist dort?

Das Zeißglas fliegt ans Auge. Ja — da, der Feind — er greift an!

Alarm — sie kommen — an die Gewehre! Weg waren Müdigkeit und Durst. Die Muskeln spannten sich, und die weit aufgerissenen Augen lugten nach einem Ziel aus.

„Nicht schießen!“ Scharf tönte das Kommando durch die glastende Luft.

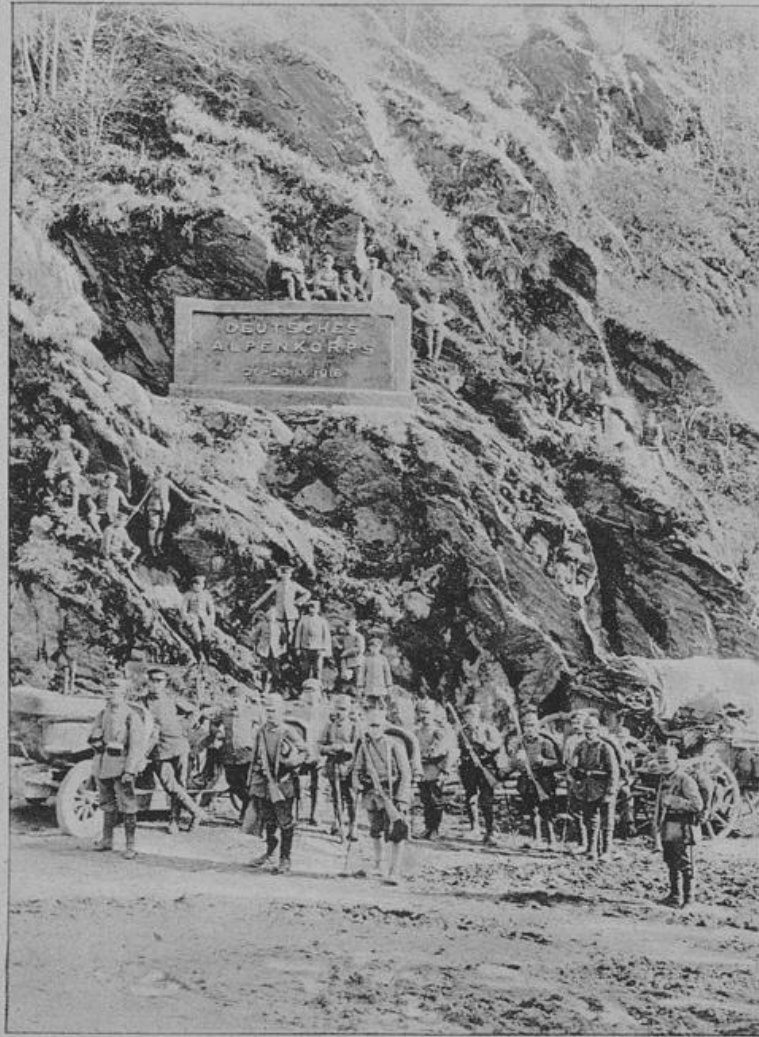
Und da — achtmal hintereinander brüllt es auf, wum — wum — wum — und dann ist es schon da — sst-wum — sst-wum. Da gibt es keine Rettung. Kurz über den Köpfen krepieren die Schrapnells. Eisen umklammert jede Faust den Gewehrschaft. Durch das niedrige Korn kommt es jetzt heran, ohne Schreien — still. Großartig gingen sie an, in der Sonne blühten die aufgepflanzten Bajonett. Kurz dahinter — ha — was ist das — eine zweite, nein, schon eine dritte Linie. Noch immer fiel kein Schuß.

„Seitengewehr pflanzt auf!“

Ein hartes Klirren, Metall auf Metall, und schon war der Befehl ausgeführt.

Jetzt war die erste Linie des Feindes auf 250 Meter ran, und da — „Feuer!“ — ein Blitzen und Krachen. Und dann Schuß auf Schuß wurde durch den bald heißen Lauf gejagt. Raus, was raus kann. Aber doch — jeder Schuß ist gezielt — Auge auf, Finger lang, Kopf hoch, absehen — so hatten sie es auf dem Kasernenhof gelernt. Aber das, was war das, ein berstendes, grollendes, leuchtendes, bellendes Krachen. Deutsche Artillerie. Jetzt haut's — Schuß auf Schuß hinein in den Feind — Infanterie-, Maschinengewehr- und Artilleriefeuer vereinigten sich zu einer jubelnden Hymne, zu einer Symphonie des Todes.

Und der Feind slutete zurück. Lachende Augen sahen sich aus pulbergeschwärzten Gesichtern an.



Am Eingang des roten-Turm-Passes: Vor der Gedenktafel des deutschen Alpenkorps.

Phot. H. Semede.

Und doch, dumpf grollend, rollend, wie wenn tausende Eisenbahnwagen über eine unendliche Brücke fahren, setzte sich rechts das Gefecht weiter fort.

Die Zeit verging, immer noch tobte dort die Schlacht. Sämtliche Maschinengewehre wurden aus der deutschen Linie entfernt und nach rechts gebracht.

Gegen Nachmittag hörte die Heftigkeit des Feuers auf dem rechten Flügel etwas auf. Auch hatte der Schall seine Richtung verändert. War er früher von rechts gekommen, so kam er jetzt fast aus dem Rücken. Doch darum keine Sorgen, wenn man sie hier ließ, dann bestand auch keine Gefahr.

„An die Gewehre!“
Wie ein schriller Hilferuf schreit es durch die Reihen.

Und ja — sie kamen wieder — genau so glänzend *im Ansturm, wie beim ersten Mal. Wieder brüllte die russische Artillerie auf und behämmerte die deutsche Linie. Und wieder donnerte zornentbrannt die deutsche Antwort. Deutsches Blei riß verheerende Lücken in des Feindes Linie.

Doch auch jetzt, armer Muschik, nützt deine Aufopferung nichts. Du mußt zurück. Aber die zurückgehenden Schützen wurden durch Reserven wieder aufgenommen und mußten wieder vor. Viermal versuchte so der Feind sein Glück. Doch keinen Fußbreit Boden überließen ihm die sonst so heiteren Rheinländer und die harten Westfalen.

Dann sammelte der Feind seine letzten Kräfte zum letzten Stoß.

Ja — jetzt war die Not groß. Viele Leute hatten gar keine und nur wenige noch einige Patronen. Diese letzten wurden verteilt.

Da der Graben zu halber Höhe an dem Abhang des Hügels lag und noch keine Verbindung nach hinten hergestellt war, konnte keine neue Munition auf dem dedungslosen Gelände herangeschafft werden.

Jeder Mann wußte das, doch sah man kein zaghaftes Gesicht. Nein — jeder bereitete sich vor zu seinem letzten Gang. Siegen oder sterben.

Blötzlich kommt der Hauptmann. Hart und scharf tönt seine Stimme. Aber sie ist rein und klar und zuckt nicht vor Erregung.

„Leute — dem Feinde ist es gelungen, rechts von uns durchzubrechen. Er steht hinter unserm Rücken. Unsere letzten Reserven greifen ihn an und werden ihn wieder hinauswerfen. Aber der Augenblick ist ernst, vor uns bereitet sich der Feind zu einem letzten

verzweifelten Stoß. Kameraden, gelingt der, ich sage es euch offen — dann sind wir verloren. Aber wir halten durch.“

Kein lauter Ausruf kündigte ein Einverständnis an. Nein — aber hart wurde jedes Gesicht. Nur einmal dachte ein jeder an sein Zuhause, dann aber nur noch an seine Pflicht.

Der Feind kam. In sieben — nein, acht Reihen hintereinander. Schon riß die Artillerie ganze Reihen nieder. Doch stetig und unaufhaltsam, wie eine Meereswelle, rollten die Menschenwogen an. War eine Lücke, dann füllte sie sich sofort wieder auf. Unmöglich schien es, diesen Angriff aufzuhalten.

Immer näher kam der Feind. Schon konnte man das Weiß im Auge des Gegners sehen, da endlich schlug die erlösende Stunde für den Infanteristen.

Langsam, Schuß für Schuß trachten die Gewehre. Jeden einzelnen Schuß konnte man hören, und jeder sah.

Immer näher, immer näher kam der Feind.

Da — das Aufbrüllen eines wilden Tieres. Wut, Angst und im Wahnsinn verzerrte Gesichter dicht vorm deutschen Graben.

Doch — Schuß um Schuß — Ruhe eiserne Ruhe liegt auf den Gesichtern der dem Tode Geweihten. Noch kommt er nicht ran — aber wie lange — neue Schwarmlinien tauchen auf, um die vorderen zu verstärken. Der letzte Augenblick war gekommen.

Wohl kaum wird eine Kugel noch unabgeschossen im Graben sein.

Aber dort — aber da, sieh nur, sieh, wer kommt da herangebraust in rasender Fahrt?

Den sanften Abhang hinter der deutschen Linie herunter in sausendem Galopp kommen jetzt die Munitionswagen.

Klatschend fielen die Peitschen auf Kopf und Hals der Pferde; die Sporen tief in die Weichen gehauen, so kamen sie an, ihr letztes hergebend, als wüßten sie, was es gilt.

Zwei, drei Wagen kommen bis zum Rande des Grabens, von den übrigen war die Bepannung zusammengeschossen.

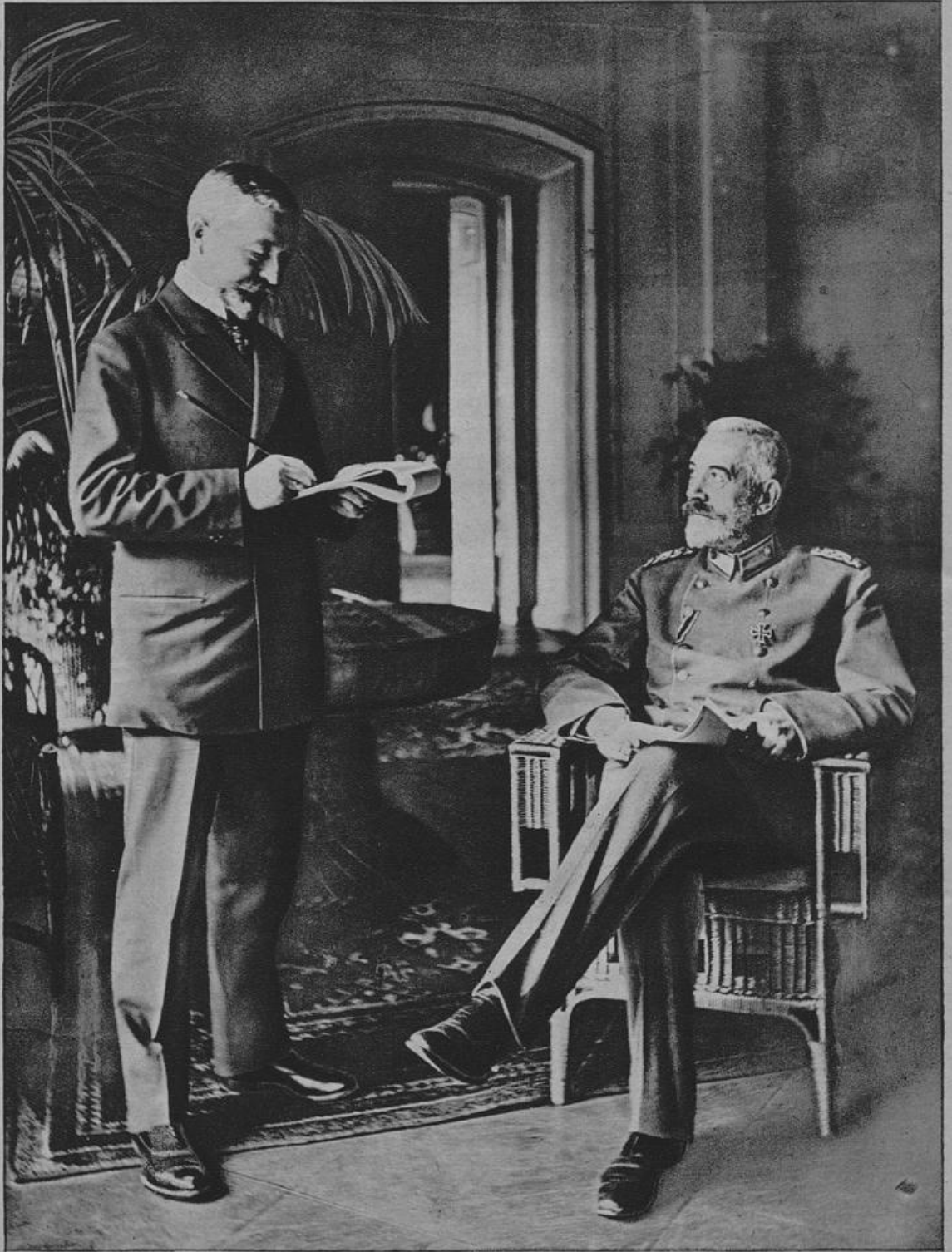
Hinaus aus den Löchern ging's, ran an den Wagen, und da flogen auch schon bündelweise die Patronengürtel zu den wartenden Kameraden. Von Hand zu Hand flogen die Patronen, und „gerettet!“ jauchzten alle.

Jetzt mochte er kommen — nie, niemals kam er durch.



Abstieg vom Hochgebirge: Payerhütte und Ortlerspitze.

Phot. Franz Otto Koch.



Zum 60. Geburtstag des Reichskanzlers Erz. Dr. Theobald v. Bethmann-Hollweg.
 Der Reichskanzler im Gespräch mit dem Unterstaatssekretär Arnold Wahnschaffe. · Phot. A. Groß.